

umsonst bekommt. So unrecht hat er nicht mit allen den Überreibungen; auch ich habe schon mehr als einmal von der grafierenden Ausschlagswut sprechen müssen. — Am Schluß ist dann die treffliche Bibliographie des Buchwesens, zusammengestellt von D. E. Ebert, Bibliothekar an der Deutschen Bücherei, abgedruckt.

Da ist mir auch das zweite Heft vom dritten Jahrgang der »Vierteljahrsschrift für angewandte Bücherkunde« (Berlin-Nikolassee: Mag. Hartwig) zur Hand, aus dem ich die Aufsätze über »die Götschenschen Prachtausgaben« und »Shakespeareiana« als für Antiquare besonders interessant erwähne. Aus den »Mitteilungen und Nachrichten« gehört noch der Aufsatz über die »Affaire Clavijo hierher und die Notiz über »Bibliographische Karitäten der modernen deutschen Literatur«.

Berlin-Wilmersdorf. Philipp Rath.

Eine Vorlesung vor den Pan-Gründern.

Aus einer »Schonungslosen Lebenschronik« von Kurt Martens, die demnächst im Nikola Verlag, N.-G. in Wien erscheint.

Die erste bibliophile Zeitschrift großen Stils war bekanntlich der »Pan«, der um die Mitte der neunziger Jahre in Berlin gegründet wurde. Ein stattliche Anzahl von Kennern, Kunstfreunden und Mäzenen nahm das verdienstvolle Werk mit Geschmack und Umsicht in Angriff. Künstlerisch wie gesellschaftlich gefiel sich das Unternehmen sofort in aristokratischen Formen. Am eifrigsten beteiligten sich Geheimrat Dr. Wilhelm Bode, Henry van de Velde, Graf Harry Kessler, Baron Eberhard von Bodenhausen; die Redaktion wurde Otto Julius Bierbaum, nach seinem Ausscheiden Casar Flaischlen übertragen.

Adelige Schriftsteller, wie Georg von Ompeda und Wilhelm von Polenz, befanden sich häufig in ihrem Gefolge. Es waren Amateure von viel Geschmack und einer gewissen Großzügigkeit des Denkens, Mäzene aus signorilem Selbstbewußtsein ohne Vorurteile. Kunst und Literatur betrachteten sie als reine Genußobjekte, weshalb sie denn auch im »Pan« dem neuen Kunstgewerbe unter Führung Henry van de Velde und der ästhetischen Dichtung besondere Beachtung schenkten. Der »Pan« hatte sich für den Zeitraum einiger Jahre genügend finanziert, seine literarischen Beiträge waren etwas glatt und farblos, aber doch stets von einer aparten, exklusiven Note, die Kunstblätter, bei deren Auswahl Wilhelm Bode maßgebenden Einfluß übte, durchweg wertvoll und vorzüglich in der Reproduktion.

Unter den Auspizien der Gründer von Rang und Adel entwickelte sich nun eine vielfach anregende, geistig belebte Geselligkeit, ein Schmausen und Pokulieren mit schöngeistig feudalem Anstrich, eine sublimierte Lebensfreude, wie sie den deutschen Oberklassen nur in ihren besten Zeiten vergönnt war, unserm Bürgertum aber überhaupt nicht liegt.

Sammelten sich jene feinsinnigen, körperlich wie geistig wohlgepflegten Herren zu ihren Aufsichtsratsitzungen, so wählten sie das Hotel Bristol unter den Linden zu ihrem Stammquartier; die Mitarbeiter, Maler und Schriftsteller, gingen täglich bei ihnen aus und ein.

Die Unterhaltung, richtiger die Konversation dieser vornehmen Lebenskünstler plätscherte angenehm, mit leichtem Geist und Wit; dahin; ein treffendes, tieferes Wort blieb selten haften, man bewachte sich in ihrem lebenswürdigen Zirkel wie in einem lauen Bade und gab sich dann nicht ungern wieder den nervenstärkenden Kaltwasserduchen revolutionärer Wasserstiefler hin.

Takt und rücksichtsvolle Manieren sind eine gute Sache, aber sie können im Übermaß zur Tortur werden. Das bekam ich zu spüren, als Wilhelm von Polenz, der ernste, gediegene Landedelmann, mehrere seiner Standesgenossen und vertrauenswürdige Literaten zur Vorlesung seines Schauspiels »Andreas Bockholt« in sein Hotelzimmer geladen hatte. Wilhelm von Polenz war ein beachtenswerter, kerndeutscher, realistisch gerichteter Erzähler. Seine beiden Romane »Der Blüthenbauer« und »Der Grabenhäuser« hatten unbestrittene Qualität. Es war ihm sogar die Ehre zuteil geworden, daß der alte Tolstoi, der die Bedeutung eines Kunstwerks nur nach der Kraft agrar-ethischen Gehaltes beurteilte, diese Romane für die einzig guten der gesamten deutschen Literatur erklärt hatte. Als Dramatiker aber war Wilhelm von Polenz ganz unmöglich.

Es ging auf die Mittagsstunde, als wir, noch ungefrühstückt, uns leicht bekloppen um den Dichter Scharten: Graf Seebach, der Generalintendant des Dresdner Hoftheaters (aus naheliegenderm Grunde die Hauptperson), Herr von Bodenhausen, Graf Harry Kessler, ein völlig literaturfremder Afrikareisender Graf Pfeil, Woldemar von Seydlitz, Ernst Hardt, Casar Flaischlen, Walter Haslan und ich.

Der Dichter hatte, wohl nur instinktiv, seinen Platz so gewählt, daß er, mit dem Rücken gegen die Tür, den Ausgang versperrte — eine Gewohnheit vorlesender Dramatiker, von der Frank Wedekind

grünlich lächelnd zu behaupten pflegte, Hanns von Gumppenberg habe sie erfunden —, wir waren also gewissermaßen gefangen und mußten, durchaus nicht wißbegierig, nach einer durchschweißten Nacht todmüde, mit leerem Magen, so wehrlos wie hoffnungslos die Polenzsche Vorlesung über uns ergehen lassen. In den ersten Szenen wirkte das Drama lediglich einschläfernd, bald aber löste es eine vom Verfasser durchaus nicht beabsichtigte, durch unsere hinsällige Verfassung ins Nervöse gesteigerte Lachlust aus, der wir doch aus Takt und Anstand um Gotteswillen nicht nachgeben durften. Andreas Bockholt war ein Schwerverbrecher, der soeben seine Strafe verbüßt hatte, von dem menschenfreundlichen Zuchthausdirektor nun in geläutertem Zustande der Gesellschaft und seinem Berufe zurückgegeben und vor weiteren Folgen seiner Missetaten behütet werden sollte. Andreas Bockholt war indes noch immer ein sehr unsympathisches Individuum, ja geradeheraus gesagt, ein gräßliches Urviech. Der Direktor hatte seine liebe Not mit ihm. Er sagte: Man muß vor allen Dingen dem armen Schächer das Selbstbewußtsein heben, ihn gar nicht merken zu lassen, daß er nicht unfresgleichen ist. Deshalb lud der Direktor ihn in den Kreis seiner Familie zum Mittagessen ein, sehr gegen den Willen seiner zart-sinnigen, doch tief in gesellschaftlichen Vorurteilen stekenden Gemahlin. Als aus dem Munde des Dichters das Wort »Mittagessen« fiel, zuckten wir Zuhörer konvulsivisch zusammen und hörten unsre Mägen knurren. Nun kam die Szene, wo Bockholt wirklich an der Familientafel des Direktors zu speisen, vielmehr zu fressen begann. Regiebemerkungen wiesen sachlich auf Bockholts proletarische Manieren hin, wie er schmagte, rülpschte, das Messer durch den Mund zog und wie die arme Frau Direktor darüber in Entsetzen geriet. Ihr Gatte, der Menschenfreund, fand, man müsse im Interesse des edlen Zweckes solch unerfreuliche Eindrücke in Geduld ertragen. Je gieriger nun der Zuchthäusler sich an dem Mittagessen gütlich tat, desto heftiger litten wir unter Reid und Appetit. Denn es war inzwischen zwei Uhr geworden und ein Ende des Dramas nicht abzusehen. Die brillant erzogenen Aristokraten saßen steif und ernst, mit anfangs höflich interessierten, später un-durchdringlichen Mienen in ihren Klubesseln, Ernst Hardt litt unter zunehmenden Gähkrämpfen, Haslan und ich hielten, scheinbar tief er-griffen, das Gesicht in die Hände vergraben, warfen uns zuweilen stehende, stöhnende Blicke zu und erbehten insgeheim unter qualvollen Nachkrämpfen.

Als die Vorlesung selbst überstanden war, setzte die Diskussion darüber ein. Man erging sich in Komplimenten und analysierenden Feinsinnigkeiten. Dem Dichter aber kam es vor allem darauf an, das Urteil des Intendanten zu vernehmen. Der drückte sich mit allerhand verbindlichen Redensarten um den Kern der Sache, die Aufführbarkeit, herum; denn daß es eine verlorene Sache war, hatte sich nach der ersten halben Stunde herausgestellt. Die allgemeine Verlegenheit erreichte ihren Gipfel, als Graf Pfeil naïv drauf los an den Intendanten die Frage richtete: »Na, Excellenz, wann wird in Ihrem Hoftheater die Premiere sein?« Graf Seebach schien peinlich berührt, war aber aus seiner Reserve nicht herauszuloden.

Endlich, endlich nach drei Uhr konnten wir uns aufatmend in den Speisesaal versetzen und uns mit Bockholtscher Bier auf köstliche Platten stürzen. Auch mit Sekt erholten wir uns von der übermenschlichen Anstrengung des literarischen Genusses. Ein neben mir sitzender Graf nahm es besonders genau damit, indem er achselzuckend drei Flaschen zurückgab, »weil sie nach dem Pfropfen schmeckten«. Unterwürfig entforchte der Kellner jedesmal eine neue, und ich dachte mir, in Ehr-furcht erschauernd: es geht doch nichts über den empfindsamen Geschmack und die stolze Sicherheit eines Herrn der großen Welt.

Kleine Mitteilungen.

Zur Abwehr der Rechtschreibungsänderung und der Kulturabgabe. — Wir möchten nicht verschlen, auch an dieser Stelle unsere Mit-glieder nochmals auf die von der Hauptversammlung einstimmig ge-faßten Entschliessungen zur Frage der Rechtschreibungsänderung und der Kulturabgabe (siehe Börsenblatt Nummer 97, Seite 613 und Seite 614) ausdrücklich hinzuweisen. Der Sache wäre außer-ordentlich gedient, wenn solche Mitglieder, die entweder selbst Zei-tungen oder Zeitschriften herausgeben, oder zu derartigen Unterneh-mungen engere Beziehungen haben, diese ausnutzen, um den genannten Entschliessungen weitestmögliche Verbreitung zu sichern. Auch dadurch, daß im persönlichen Verkehr die Entschliessungen verbreitet und auf sie aufmerksam gemacht wird, kann die Abwehr dieser Pläne, die im dringendsten Interesse des Buchhandels liegt, wirksamst unterstützt werden.

Duisburg anßerhalb der Zollgrenze! — Vielfach besteht die irrige Meinung, als ob Duisburg auch in das Gebiet der neu errichteten Zoll-grenze falle! Es ist dies nur für den Hafen der Fall (Schiffsladun-gen). — Pakete und Wagnsendungen nach Duisburg, ein-schließlich Ruhrort und Weidertich, bedürfen vorläufig keiner Zoll-inhaltserklärung!